

Das Leben geht weiter

1939 bis 1945: Die Jugend von Peter Pfankuch als „Halbjude“

„Keine Angst mehr vor der Zukunft, so schwer sie auch werden mag, sie wird gerechter.“ Das schreibt der junge Peter Pfankuch an Ostern 1945 in sein Tagebuch. Die Amerikaner sind gerade in Neuhoof bei Fulda einmarschiert. Dort hat der in Berlin aufgewachsene und lebende Pfankuch in den zurückliegenden Monaten im Kali-Bergbau gearbeitet, Zwangsarbeit. Die Angst war über Jahre ein Lebensbegleiter. Er ist ein sogenannter „halbjüdischer“ junger Mann und hat eine jüdische Mutter.

Unter dem Titel „Privilegiert diskriminiert“ hat Susanne Pfankuch die Tagebücher ihres Vaters aus der Zeit von 1939 bis 1945 zusammengefasst und die dokumentarischen Passagen mit begleitenden Texten versehen. In der evangelischen Kirche in Limburg stellte sie auf Einladung der Gesellschaft für christlich-jüdische Gemeinschaft am 9. Oktober 2025 das eindrucksvolle Ergebnis ihrer Spurensuche vor.

In seiner Begrüßung verdeutlichte Johannes Laubach als katholischer Vorsitzender der Gesellschaft, dass das „Nie wieder“ auch beinhalte, dass sich durch eine Politik der Bedrohung und Ausgrenzung hervorgerufene Angst um das eigene Leben oder das Leben von Angehörigen nicht wiederholen darf.

Peter Pfankuch beginnt mit den Tagebuchaufzeichnungen 1939, da ist er 13 Jahre alt. Die ersten Eintragungen notieren den letzten Besuch bei der jüdischen Cousine, die per Kindertransport nach England entkommt. Wenig später begeht ein 28 Jahre alter jüdischer Cousin Selbstmord in Prag. Dorthin war er geflohen, aber nach dem Einmarsch der Reichswehr sah er nur noch einen Ausweg.

„Mein Vater war das Kind einer Mischehe mit einem christlichen Vater und einer jüdischen Mutter. Religion spielte jedoch keine große Rolle. Er war privilegiert gegenüber den Juden und diskriminiert gegenüber den Deutschen“, erläutert Susanne Pfankuch. In den Tagebüchern ihres Vaters sei durchgehend das Bemühen erkennbar, schön zu schreiben und die Eintragungen auch zu gestalten. „Ich habe den Eindruck, dass das Schreiben ein kräftigendes und stärkendes Tun für ihn war“, so Susanne Pfankuch. Die kleine Familie ihres Vaters habe eine Schicksalsgemeinschaft gebildet, in der vor allem das Leben der jüdischen Mutter permanent bedroht war.

Die Diskriminierung der Familie schreitet fort. Der Vater verliert aufgrund seiner jüdischen Ehefrau seine Arbeit. Alle Versuche, wieder eine durchgehende Beschäftigung zu erhalten, schlagen fehl. 1943 wird der Großvater nach Theresienstadt deportiert. Sein Füller kommt beim Enkel als Zeichen des Abschieds auf immer an. Der Mutter droht die Zwangsarbeit. Um sie in Berlin zu schützen, geht Peter immer mit ihr, wenn sie die Wohnung verlässt. Auch Peter selbst wird Opfer der zunehmenden Diskriminierung. Er muss die Schule verlassen, darf kein Abitur machen.

„Bei allem, was meinem Vater in dieser Zeit passiert, ist erkennbar, dass nach Wegen gesucht wird, wie es weitergehen kann“, erzählt Susanne Pfankuch vor einem interessierten Publikum im Gemeindesaal. Und es gibt Wege. Der Unterricht wird an der „Privatschule für Gestaltung“ fortgesetzt, über die der begabte Jugendliche dann den Architekten Hans Scharoun kennenlernt, der zu seinem Mentor wird. Mit ihm ist Peter Pfankuch dann auch in Berlin-Lichterfelde unterwegs, wo sie die Bombenschäden aufnehmen und bestimmen, was repariert werden kann.

„Mein Vater wird damit Zeuge der Verwüstungen und führt viele Gespräche mit Ausgebombten. Neben der Angst um die Mutter und die Verwandten kommt mit den

zunehmenden Fliegerangriffen auch die Angst um das eigene Leben hinzu“, berichtet die Tochter, die die Tagebücher 40 Jahre nach dem Tod ihres Vaters 1977 zum ersten Mal gelesen hat. Die Begegnung mit Scharoun ist prägend für den jungen Pfankuch, der später selbst zu einem Architekten wird, der in West-Berlin der Nachkriegszeit Spuren hinterlässt.

Voraussetzung dafür ist, die NS-Zeit zu überleben. Im Herbst 1944 wird Peter Pfankuch zur Arbeit im Kali-Bergwerk in Neuhoof bei Fulda zwangsverpflichtet. Es ist eine schwere und stumpfsinnige Arbeit, wie er in sein Tagebuch schreibt. Kontakt zu seinen Eltern hält er per Brief. Und darin berichtet er, dass ihm ein Freund dabei hilft, das alles auszuhalten. Die Verpflegung sei jedoch gut und er habe auch Glück mit seinen Vorgesetzten, schreibt er. Ende 1944 wird er zum Bauführer ernannt.

Das Ende des Krieges rückt immer näher. Doch abwarten, bis die Amerikaner einmarschieren, will er nicht. Am Karfreitag entwischt er mit einigen anderen aus dem Lager, um den Abtransport in den Osten zu entgehen. Zwei Tage später beginnt für Pfankuch das Leben ohne Angst vor der Zukunft. Auch seine Eltern überleben.

Im Rahmen der Lesung gibt Susanne Pfankuch, die ihren Vater als 16-Jährige durch Tod verliert, auch Einblick in ihre Arbeit. Immer wieder habe sie sich daran erinnern müssen, sich als Historikerin und nicht als Tochter der Aufgabe zu widmen, aus der Vielzahl von Tagebucheinträgen das auszuwählen, was für eine Öffentlichkeit dokumentiert werden soll. Tagebucheinträge seien grundsätzlich etwas Privates, im Fall ihres Vaters böten sie jedoch zugleich Einblick von historischem Interesse. In dem Gespräch mit den interessiert nachfragenden Gästen der Lesung zeigt sie sich überzeugt davon, dass ihr Vater den Tagebüchern nicht alles anvertraut hat, was ihn und die Familie beschäftigte.



Susanne Pfankuch hat aus Tagebucheinträgen ihres Vaters ein Buch zusammengestellt, das Auskunft über sein Leben als sogenannter Halbjude von 1939 bis 1945 gibt.

Bildhinweis: GCJZ Limburg